bie Bildung erhalten, die sie fähig macht, zu erziehen. Schwer wird die Erziehung des Einzigen immer bleiben, aber die Mutter soll auch nicht verschmähen, die Hilfsmittel, die ihr geboten werden, zur Hand zu nehmen. Was Goethe einmal von der Freundschaft gesagt hat, es paßt auch auf die Erziehung des Einzigen: „Die wahre Freundschaft zeigt sich im Verlagen zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe gar oft ein schädlich Gut, wenn sie den Willen des Fordernden mehr als sein Glück bedenkt."

Die größte Sportheldin der Welt.

Wodt der beste Beweis dafür, daß die Frauen sich heute in allen Leibesübungen einen Platz neben den Männern erobert haben, sind die erstaunlichen Leistungen der Französin **Marie Marvingt**, die den Ehrentitel der „ersten Sportdame der Welt" für sich in Anspruch nehmen darf. Es gibt kein Gebiet der Körperkultur, worin die „Braut der Gefahr", wie man sie genannt hat, nicht Glänzendes vollbracht hätte; im Schwimmen und Radeln, in Alpinismus und Luftschiffahrt, im Reiten und Fechten, Ringen und Boxen, im Rudern und Tennis, Billard, im Wintersport jeder Art.

Einem Mitarbeiter der „Lectures pour Tous" hat sie allerlei von ihrem Werdegang und ihren Erfolgen erzählt und liefert damit einen interessanten Beitrag zu der Stellung der Frau im heutigen Sportsleben. Das kleine Mädchen nahm der Vater bereits auf schwierige Gebirgstouren mit; die klaren Fluten der Mosel lockten sie zu vollendeten Schwimmleistungen, und neben ein Zirkus durch den Heimatsort kam, so entflammten die Künste, die hier von dem schönen Geschlecht gezeigt wurden, ihre kindliche Phantasie aufs höchste, so daß sie beschloß, es den Zirkusdamen gleich und womöglich zu tun. Außerordentliche Erfolge hat Mlle. Marvingt als Schwimmerin errungen. Bei dem 12 km.-Schwimmen von Paris 1907 erlangte sie den ersten Preis, ebenso bei zahlreichen anderen Wettbewerben; auch in Bootsführung ist sie Meisterin und ihre Tüchtigkeit als Ruderin hat sie 1905 erwiesen, als sie im Wettrudern mit Seekenterläufen den ersten Preis davontrug. Sie, die sich selbst als eine „Fanatikerin des Wassersports" bezeichnet, ist zugleich eine glühende Verehrerin des Gebirges. Als Bergsteigerin hat sie Spitzen erobert, deren eisige Höhe kein anderer Frauenfuß je betreten, so die Grands Charmoz und den Crépon. Der Monte Rosa, das Matterhorn, der Mönch, die Jungfrau gehören zu den Bergriesen, die sie besiegte durch Leistungen, wie sie ihr die sichtigsten Alpinisten nicht nachmachen, bei denen sie mehrmals 17 Stunden ununterbrochen geklettert ist. Alle Gefahren des Hochgebirges hat sie in ihrer furchtbarsten Gestalt kennen gelernt: Schneestürme und Lawinenstürze, Gletscherspalten usw. Auch im Winter ist sie Beherrscherin der Berge. Sie ist die erste Frau, die auf Skiern die Spitzen des Buet, des Col de Balme und Col de Voza erreicht hat.

Die Technik des Schneeschuhlaufens hat sie bei dem schwedischen Professor Durban-Hansen erlernt, der in ihr seine beste Schülerin sieht. In den Jahren 1908—1910 erwarb sie sich dreimal hintereinander den ersten Preis bei den Wettbewerben im Stil Nodel und Schlittschuhlaufen. Am 26. Januar 1910 gewann sie im Bobsleigh-Fahren den Léon Auscher-Becher und damit den Titel des ersten weiblichen Champions. Die Freude am Bergsteigen hat in ihr die Sehnsucht nach Höhenluft geweckt, den Wunsch, immer weiter emporzusteigen, und so wurde sie denn bald eine begeisterte Verehrerin der Luftschiffahrt. Berühmt geworden sind ihre wagemutigen Ballonfahrten, auf denen sie viele Male dem Tod ins Auge sah. Zahlreiche erste Preise hat sie auf diesem Gebiet bekommen, so den großen Preis des französischen Aero-Clubs für die Fahrt von Paris nach Nondeutaine. Ihre aufregendste und gefährlichste Luftreise war die von Nancy nach Southwold in England; von 900 Km. dieser Strecke führten 200 über die Nordsee. Ein furchtbares Unwetter brachte sie damals dem Ertrinken nahe; nur wie durch ein Wunder wurde sie schließlich an Land geschleudert und blieb mit ihrem Ballon an einem Baum hängen. Natürlich versteht sie auch, die Flugmaschine zu lenken und hat mehrere glückliche Grundflüge absolviert. In ihren Anfängen war sie Radfahr-Meisterin, hat mit dem Florett und dem Säbel in der Hand die geschicktesten Gegner besiegt und 1907 bei dem internationalen Wettbewerb im Schießen den Ehrenpreis auf 300 Mtr. mit Kriegsgewehr und den Ehrenpreis für Karabiner sich geschert.

Die französische Akademie für Sport erkannte 1910 ihre Verdienste an, denn sie die große goldene Medaille verlieh. Neben der körperlichen Ausbildung hat Mlle. Marvingt die geistige nicht vernachlässigt. Sie hat Medizin und Jurisprudenz studiert, ist im Gefang und in der Schauspielkunst ausgebildet, sie ist als Malerin und Bildhauerin tätig und spricht vier Sprachen. Mit Stolz nennt sie sich die „Braut der Gefahr". „Die Gefahr ist mein Bräutigam, vor dem ich nicht die geringste Angst habe. Sie ist der Freund meiner Kindheit, schon mit 8 Jahren wäre ich beinahe ertrunken. Aber mein sicheres Auge, meine Kaltblütigkeit, meine Faust haben mich stets gerettet, auch damals in Brest, als mich ein Apache überfiel. Es bekam ihm schlecht, denn Boxen und Dschiu-Dschitsu hatten mir jeden Angreifer vom Leibe."

Gegenwärtig widmet sich Mlle. Marvingt, die seit langem geprüfte Krankenwärterin des Roten Kreuzes ist, der Aufgabe, einen Flugmaschinendienst zur Hilfeleistung für Verwundete im Kriege zu organisieren. Sie unternimmt zu diesem Zwecke eine Vortragstournee durch Frankreich.

Kunst und Mode.

Kunst und Mode haben von je eine enge Gemeinschaft gehabt, aber es war mehr die Kunst, die in der Mode als ein Spiegel des darzustellenden Lebens ihre Stoffe fand. Heute vollzieht sich in diesem Verhältnis langsam ein völliger Umschwung. Es ist nicht mehr die Kunst, die von der Mode borgt, sondern die Mode zwingt die Künstler in ihren Dienst, macht sie von ihrer Herrschaft abhängig. Für diese merkwürdige Umwälzung lassen sich aus der Chronik der letzten Tage zwei interessante Beispiele anführen.

Eine Künstlervereinigung, die „Mater der Frau", die sich unter dem Vorsitz des mondänen Damen-Porträtisten de La Gandara zusammengeschlossen haben, stellt ihre Kräfte in den Dienst einer großen Modefirma, um eine moderne Neuschöpfung des Modestils durchzusetzen. Die Maler und Zeichner, unter denen sich so bekannte Namen wie Willette, Gerbault, Guillaume, Roubille u. a. befinden, arbeiten in den Mode-Ateliers, erhalten hier die neuen Skizzen für Toiletten vorgelegt und suchen nun, durch Veränderungen den Formen des Kleides eine künstlerische Prägung zu geben. Dann aber haben sie auch die Aufgabe, ganz selbständige Entwürfe zu schaffen, in denen sie sich an keine Vorbilder der Vergangenheit halten dürfen, sondern einen neuen künstlerischen Stil der Kleidung gestalten sollen. Eine Ausstellung wird im nächsten Monat der Oeffentlichkeit zeigen, was diese Meister bisher im Dienste der Mode geleistet haben.

Gehen hier bildende Kunst und Mode eine Union ein, so zeigt sich in einem andern neuen Beruf die Abhängigkeit der Literatur von der Mode. Es gibt jetzt in Paris weibliche Modedichter für Dichter. In Romanen und Dramen bietet die so wichtige Darstellung der äußeren Erscheinung der Heldinnen eine besondere Schwierigkeit für die männlichen Autoren. Sie müssen aber gerade in diesen Dingen sich sorgfältig unterrichten, da ihr Hauptpublikum, die Damen, in allen Modesachen ausgezeichnet Bescheid wissen. Um also ärgerliche Irrtümer zu vermeiden, nehmen die Schriftsteller die Hilfe eines Modeberaters in Anspruch, einer Dame, die in den neuesten Nüancen der Toilette, die neuesten Namen der Stoffe, moderne Kleinigkeiten, die im eleganten Leben eine Rolle spielen, gegen hohes Honorar mitteilt. Diese anonymen Mitarbeiterinnen sollen zu dem Erfolg so mancher Comi, der Romane, die Namen und an einer eleganten Goldtette unter der Taille vorgegen; da ruhrst du sanft und weich. Dann trug man dich sichtbar und stolz an einem Band um den Hals und dann an einer Schnur, wie einen Orden, wie einen Orden. Doch in welche Nöte geriet die Dame, wenn sie wissen wollte, wie spät es sei! Wie mußte sie den Hals verdrehen und die Augen verdrehen, um dich zu erspähen, um das Zifferblatt zu erkennen; das einfachste war, einen gefälligen Nachbar oder Nachbarin zu bitten, dieses Geschäft zu übernehmen. Da wollte man denn praktisch und modern sein, man trug die Uhr am Gelenk in einem Armband aus Leder oder Gummi, an einem Armband, das vor wieder nicht schön, gar nicht weiblich, gar nicht anmutig.

Die neueste Mode ist nun auf die Lösung verfallen, daß die Dame ihre Uhr auf dem Schuh trägt. Das ist originell, und Frauen mit guten Augen werden sich durch einen diskreten Blick zu Boden leicht davon überzeugen können, was die Zunde geschlagen. Aber für die kurzsichtigen ist dieser Platz noch schlimmer als der am Halse, und so wird es denn gewiß für die arme Damenuhr bald wieder heißen: Uebrieln, Uebrieln, du mußt wandern . . ."

Luftige Ecke.

* Die studierte Hausfrau. Die Frau Dr. M. ist jung verheiratet; sie hat zwar sehr viel gelernt, aber die Probleme der Haushaltung sind ihr ein fremdes Gebiet, in das sie sich erst „einarbeiten" muß. Alles ist daher der Gegenstand angestrengtesten Studiums für sie. Heute morgen beschäftigt sie sich mit den Frühstückseiern.

„Mary", fragt sie, „sind die Eier von unsern Hühnern?"

„Ja," lautet die Antwort, „frisch, heut morgen gelegt."

„Sie scheinen mir doch aber sehr klein zu sein, Mary. Hätten Sie nicht besser getan, die Hühner etwas länger darauf sitzen zu lassen?"

* Zu späte Einsicht. „Blunderby soll sich ja auf den ersten Blick in sie verliebt haben?" „Ja, aber am andern Tage hörte ich, wie er seufzend wünschte, er hätte noch ein zweites Mal hingeguckt.

* Die Liebeserklärung. Modernes Mädchen: „Wenn du mich aber wirklich die ganze Zeit liebst, warum ließest du es mich nicht wissen?" Moderner Jüngling: „Ich konnte nie eine Ansichtspostkarte mit den richtigen Worten darauf finden."

* Der beste Beweis. „Du solltest wirklich Mr. Eyhmut heiraten", riet der gute Papa. „Ja, glaubst du denn, daß er mich aufrichtig liebt?" fragte die hübsche Tochter. „Ich bin davon fest überzeugt." „Woher weißt du denn das so genau?" „Ich habe ihm vor 3 Monaten Geld geborgt, und er kommt immer noch zu uns."

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 13:
Aio (ich sage) — O, ja!

Richtige Lösungen gingen ein 26. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 31. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Rudolf Heinrich, Johannes Albertt, Anna Ziese, Georg Stäglich, Gertrud Steinweg, Marielnise Fritze, Marie Hörich, Werner Ludwig, Martha Böge, Dr. W. Heiland, Rosa Weicher, Karl Schulze, Hans Schulz, Richard Reimann, Olga Hartmann, A. Kaufmann, M. Gäbelein, H. Fritze, M. Jentzsch, Fr. Golze;

von auswärts: A. Leideritz, Nienleben, Wolf. Minden, F. Heschke, Wettin, Oskar Dietrich, Wernigerode, Franz Ströh, Bitterfeld, Eva Thiemann, Tienstedt.

Die Prämie:
Die letzten Tage von Pompeji, Roman von Bulwer
entfiel auf **Johannes Albertt**, hier.

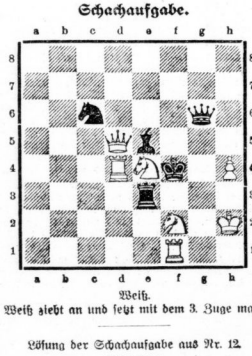
Rätsel.

Bald, in eilendem Lauf, verbinden wir schnell die Bringen Kunde und Gut sicher von Lande zu Land. — Bald doch stehe ich still, verwege mich nur auf der Stelle.
Denn ein strenges Gesetz befraft mich, verlaß ich den Platz.

Prämie: Halloria, ein Saaleroman, von Dr. Funke, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.



Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt. (7+6)

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 12.

Vierzüger.

W. Kg7, Sd4, Td4, h6, Bh2.
Schw. Kg5, Ld1, Sb7, Bf3.

1. Td4—h5 +, Kg5—h5; 2. Sd4—f5, beliebig.
3. Sf5—g3 beliebig; 4. h2—h4 + Matt.
1. . . ., Kg5—g4; 2. Sd4—e3 +, Kg4—h5;
3. Se3—g3 +, Kh5—g5; 4. h2—h4 + Matt.

Meine verehrten Hausfrauen!
Prüfen Sie bei den hohen Kaffeepreisen den
Aechten Brandt-Caffee Marke „Pfeil"
als bester Kaffeezusatz millionenfach bewährt, und trinken Sie auch Malzkaffee nicht ohne Zusatz von „A. B. C.", der dem Aufguß Kraft und Würze verleiht. — Ueberall zu haben. — Alleinige Fabrik
Robert Brandt, Magdeburg.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck. Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl. Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 14 | **Halle a. S., Sonntag, den 6. April** | **1913**

Die Hand.

Von **Maria Holma.**

Die müde schwüle Traurigkeit eines zur Neige gehenden Herbstabends. Ein hinwelkender Tag, die Farben, die blaß werden und versinken, ein feuchter Nachthauch, in dem alles Lebendige fröstelt und Todesgrauen fühlt.

Ein leises Hinausträumen aus dem Tag in den Abend.

Träume, immer wieder Träume. Jene Dosis ureignen Rauschgiftes, die jeder Mensch in sich trägt, dem er willenlos verfallen ist, je reicher und verfeinerter seine Seele, je mehr sie sich scheu von der Außenwelt zurückzieht in ihr eigenes, stilles Bewußtsein, um dann die zitternde Freude zu empfinden, dies Bewußtsein wieder im Rausche zu verlieren.

Thor Janfen ging schweigend auf der Terrasse auf und ab, die kurze englische Pfeife zwischen den Lippen.

Der Wind spielte mit seinem vollen blonden Haar. In dem langen faltigen Mantel glich er den sagenhaften Wikingern seines Volkes. Sie durch Sturm und Wetter hinausführen, nicht nur von Ruhm und Beutegier getrieben, sondern auch von jener dunklen, unerklärlichen Sehnsucht nach dem Unbekannten, die den Sohn der friesischen Küste übers Meer treibt.

Schlank und blond, ein echtes Friesengesicht, klare, feste, männliche Züge. Helle Augen, die echten Friesenaugen mit ihrem stillen, tiefen, gesammelten Blick.

Er war noch sehr jung. Er hatte zuweilen etwas kindlich Knabenhaftes in seinem Wesen, das mich mütterlich an meine eigenen Kinder erinnerte.

Und dann veränderte sich der Ausdruck plötzlich. Sein Gesicht wurde starr und finster, die Lippen preßten sich aufeinander, ein Ausdruck still getragenen, herben Leids schärfte seine Züge. Tiefe Furchen um die Lippen.

Ich wußte wenig von seinem Leben . . . daß er der Sohn wohlhabender Eltern an der friesischen Küste war, sich trotz seiner jungen Jahre einen bedeutenden Ruf als Künstler erworben und die größte Zeit seines Lebens in unbekannten Wanderdasein geführt hatte. Seine Studienreisen hatten sich so ziemlich auf alle Teile des Erdballes erstreckt. Er sprach wenig und gleichgültig davon. Es schien eine innere Zerrissenheit in ihm zu sein, die ihn ruhelos von einem Ort zum andern trieb.

Man brachte uns den Mokka auf die Terrasse heraus. Es war ganz Nacht geworden, ich zündete die kleine, rotumschirmte Lampe an.

Ich füllte die kleinen Majolikatassen aus der silbernen Kanne und winkte ihn herbei.

Auf dem Tische standen in einem einfachen Glale Herbstblumen. Dunkle Astern, herbstlich gefärbtes Laub und Herbstzeitlose.

„Bitte, nehmen Sie diese Blumen fort", sagte er nervös. „Ich habe eine krankhafte Abneigung gegen die süßen Giftblumen. Ich ertrage sie nicht". Ich stellte die Blumen fort und reichte ihm die gefüllten Tassen.

Er hielt meine Hand fest; leise streichelte er sie, fast verlegen, indem er errötete.

„Sie haben gute Hände", sagte er bewegt. „Die Hände einer Mutter und barmherzigen Schwester. Sie müssen so warm und lind auf der Stirn eines Kranken liegen, Hände, deren innige, warme Berührung sagt: „Leide nicht mehr".

Wieder trat in seine Züge jener Ausdruck herben, hoffnungslosen Grames.

„Es gibt andere Hände", sagte er, wie in innerem Schauer, „an denen man zugrunde geht. Die Lebendig nicht mehr lassen, was sie ergriffen haben. — Darf ich sprechen?"

Ich nickte. Es liegt für jeden Menschen etwas Erlösendes in der Beichte.

„Es war vor zwei Jahren", sagte er, in Erinnerung versunken. „Eines jener eleganten Luxushotels, die überall die gleichen sind auf dem Erdball. Ebenso trivial und gleichgültig, wie das internationale Publikum. Junge, blonde, magere Engländerinnen in überladen reicher, ausgeschnittener Damentoilette, die Herren halb Lord und halb Jockei, kleine, pikante Amerikanerinnen mit liebenswürdigen Gassenbubengesichtern. Ihre Herren große, glattrasierte Bengel in tadellosem Dreß und Gesichtsausdruck eines Cow-Boys, ein paar tugendhafte deutsche Schwiegermütter, geschmacklos gekleidet. Vornehme Schwedinnen, der kühle nordische Frauentypus, der dem meinigen so verwandt ist.

Und über allen die rauschenden Klänge der Tafelmusik.

Ich fühlte mich grenzenlos unbehaglich in dieser eleganten, bunten Menge, die man überall antrifft, ob in Newyork, Singapore oder Australien.

Da sah ich ein Weib. Ich konnte weder ihr Gesicht, noch ihre Gestalt erkennen. Sie trug ein dunkles Kleid und saß vollkommen im Dunklen. Aber zwei Hände sah ich, zwei wundervolle blasse Hände von der Farbe kostbaren alten Marmors, — fein gebogen, seltsam fesselnde, wunderschöne Hände. Und doch waren es keine Hände die man lieben konnte.

Es lag etwas Hartes und Grausames in dem Spiel dieser feinen, biegsamen Finger, schoß es mir durch den Sinn.

So mögen die Hände der Lukrezia Borgia ausgesehen haben, die, ohne zu zucken, dem Opfer den Giftkrank reichten. Tötende Hände! Und wie ein großer, roter Blutstropfen lag auf dieser Hand ein dunkelroter Stein in schwerer Silberfassung mit schwarzem Querbalken. Meine Augen hingen gebannt an diesem Ring.

Diesen Ring — das Blut stockte in meinen Adern, — diesen Ring kannte ich. Der Familienring Arvid Asmussens. Wie mochte er an jene Hand gelangt sein?

Ich erzählte Ihnen, Maria, von den beiden Brüdern, Arvid und Gert Asmussen, aus dem kleinen Friesendorf. Eine köstliche Jugendfreundschaft verband uns. Sie wurden Landschaftsmaler, wie ich es geworden bin, — begnadete Künstler und vornehme Menschen. Und bis in ihre Männertage hinein trugen sie jene starke brüderliche Liebe ihrer Kinderzeit.

Es waren prachtvolle Menschen, echte Friesen, voll starken, reinen Empfindens, und so keusch in ihrer Verehrung für die Frauen.

Das Leben trennte uns.

Ich verlor sie aus den Augen. Nur von Zeit zu Zeit ein herrlicher Brief von dem einen oder andern. Die Freude an ihrem jungen Künstlerruhm, der Glaube an die Zukunft. Dann blieben auch diese Briefe aus, und nur aus kurzen Zeitungsnotizen erfuhr ich, daß zwei Bilder Gerts von der Münchener Pinakothek angekauft seien, und daß Arvid auf einer andern Ausstellung die kleine goldene Medaille bekommen hatte. Und ein halbes Jahr später dann eine Nachricht in den Blättern, die mich in ihrer Plötzlichkeit tief erschütterte, daß der bekannte friesische Landschaftsmaler Arvid Asmussen sich in Berchtesgaden erschossen hätte. Es müsse zweifellos in einem Anfall momentaner Geistesstörung infolge Ueberarbeitung geschehen sein, da der erfolgreiche Künstler in durchaus glänzenden Verhältnissen lebte. Es folgten Daten und die Aufzählung seiner Werke. Neben dem tiefgebeugten Bruder trauere die gelamte Kunst Deutschlands am Sarge eines ihrer vornehmsten Jünger.

Ich schrieb an Gert, der Brief kam als unbestellbar zurück.

Und an der Hand dieses fremden Weibes funkelte jetzt der Ring Arvid Asmussens, den auch sein Bruder trug.

Ich stand vor ihr. Sie sah mich mit einem seltsamen Lachen an. Sie war eine eigentümlich reizvolle Erscheinung, aus der ersten Jugend hinaus, ein blasses, edelgeschnittenes Gesicht mit grauen, verschleierten Augen, über die sie, wie in müder Ermattung, die Lider senkte, mit prachtvollem rotem Haar, feinen Lippen, einem weichen, schmiegsamen Nacken. Sie trug ein einfaches, schwarzes Seidenkleid, mit einer prachtvollen Zobelstola, keinen Schmuck.

Ich mag ihr wohl in jenem Augenblick wie ein Bezechter oder Irrsinniger vorgekommen sein. Ein junger Mann der guten Gesellschaft, der eine vornehme fremde Dame überfällt, ihre Hand in eisernem Griffe ergreift.

„Wie kommen Sie zu dem Ring Gert Asmussens?"

Sie lachte ein seltsames Lächeln. Man sah die weißen Zähne zwischen den dunkelroten feuchten Lippen schimmern. „Es ist Arvids Ring." Sie sah mich prüfend an, dann sagte sie in weichem Tone: „Dann aber sind Sie Thor Janfen."

„Woher wissen Sie das, gnädige Frau?"

„Sie haben mir so viel von Ihnen erzählt."

„Ich will Ihnen alles sagen — aber nicht hier, nicht unter den fremden Menschen. Kommen Sie!"

Oben öffnete sie eine Tür. „Gehen Sie voran. Ich will mich nebenan erst umkleiden, — die schwere Dinertoilette —, ich komme sofort."

Ein elegantes Hotelzimmer wie tausend andere. Doch wie seltsam hatte sie es zu verändern gewußt. Die dunklen schweren Vorhänge waren dicht zugezogen; es war ein rosiges Dämmerlicht in dem Raum. Das Feuer prasselte im Kamin. Ein schwerer süßer Dunstzauch, ein Duft von Tuchten, schwülen Blumen, ein feines exotisches Frauenparfüm, das aus allen ihren Kleidern und Gegenständen strömte. Große seidene Kissen lagen umher, die tausend niedlichen Bibelots einer verwöhnten Frau. Ein paar Lorbeerkränze an den Wänden, unzählige Photographien, zahlreiche darunter mit den Widmungen namhafter Künstler des In- und Auslandes versehen. Auf dem Kamin in einem schweren Talo-Rahmen die Bilder Gerts und Arvids, und über den beiden war ein Kreuz gezeichnet. Ein Schwindel faßte mich. Ueber beiden?

Sie trat wieder ein. Sie trug ein sehr einfaches, helles Teagown, nachlässig geschlossen. Ihr Haar war ohne jede Absicht, reizvoll zu wirken, flüchtig festgesteckt. Das war keine Frau, die durch irgendwelche kleinen Weibermittel einen Mann an sich zu ketten versucht. Diese Frau konnte alle jene kleinen Mittel verschmähen.

Die Macht, die sie ausübte, war etwas Elementares, von allem Körperlichen Losgelöstes, eisig, unerbittlich wie eine Schicksalsmacht und ohne Verantwortung wie eine solche.

Ihre Stimme war keine weiche, wohllautende Frauenstimme. Sie hatte dumpfe und tiefe Laute und wiederum in anderen Augenblicken eine zwingenden, süßen Reiz. Ich saß da wie in einem Traum, in einem unerklärlichen, dumpfen Bann, während sie von jenen beiden sprach, die meine Freunde waren, den beiden, die an ihr zugrunde gegangen waren. Sie sprach wie von etwas, das ganz fern von ihr liegt. Wie jene beiden Brüder, deren Ruhm ihren eigenen mehrte, sie geliebt hatten, bis zur Verzweiflung, bis zur Raserei. Wie sie gehaßt hatte mit beiden, mit dieser jungen, starken Manneslebe, die noch nichts vom Weibe wußte.

Sie wußten nichts von einander. Sie hatten keinen Argwohn. Zum erstenmal waren sie vom Fieber der Leidenschaft gepackt.

Dann jene grauenvolle Stunde der Wahrheit . . . Ihre Stimme zitterte doch bei dem Bericht. Wo die beiden sich in ihrem Zimmer gegenüberstanden in wortlosem Entsetzen, grauenhafter Verzweiflung, und sie her keinen Ausweg fanden als den stillen in das Dunkel.

Sie schob ihr Kleid mit den feinen, blassen Händen zurück, den blonden Haaren des Raubtieres, das nicht weiß, daß es tötet. Auf der blassen Haut schimmerte rot wie ein Blutstropfen, an einer feinen Kette befestigt, der Ring Gert Asmussens, der zweite Ring. „Das war das letzte Zeichen, das ich von ihnen empfing", schloß sie.

„In jener Stunde", sprach Thor Janfen, „da geschah das Schmachvollste, da wankte meine Freundschaft für jene beiden Toten, da fühlte ich nur eins: den Haß und den brennenden Neid, daß jene sie einmal geliebt hatten und zugrunde gehen durften um dieser Liebe willen."

Er blickte traumverloren ins Weite.

„Es gibt Frauen, über die man Herr wird, und mit denen man spielen kann, ohne daß man Freude an seinem Herrentum hat. Und andere wieder, die einen zwingen, daß man siechen und dahinwelken möchte vor ihrem Blick."

„Jene Frau" — er senkte den Kopf in wortloser Ergriffenheit.

Ich habe nicht weiter gefragt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130406022/fragment/page=0001

Der Hechtsprung.

Eine beinahe tragische Vorfrühlings-Geschichte von Fritz Stowronnek.

Der Vorfrühling ist für mich eine sehr geschätzte Zeit, gleichviel, ob die Sonne am Himmel lacht und mit warmen Strahlen die schwellenden Knospen küßt, oder ob ein scharfer Südwest graue Wolken über den Himmel jagt und die Erde mit Regenschauern peitscht.

Dann fährt eine Unruhe in mich, die mich ruhelos umhertreibt. An solchen Tagen beschäftige ich mich mit Dingen, die den in mir bohrenden Wandertrieb eher anreizen als beschwichtigen. Ich nehme meine Gewehre einzeln aus dem Schrank, reibe sie mit dem Putzlappen, obwohl es kaum nötig ist, ich packe sie an, ziele aus dem Fenster nach irgendeinem Gegenstand und lasse mich von den Erinnerungen umschmeicheln, die mir einen Pürschgang durch die morgenfrische Heide ins Gedächtnis zurückrufen.

Dann kommen die Angeln an die Reihe. Ich ziehe sie aus dem Futteral, stecke sie zusammen und prüfe wippend ihre Elastizität. Schließlich nehme ich die wetterharten Anzüge aus dem Schrank, in denen ich durch Feld und Wald strolche, und mustere sie mit kritischen Blicken. Freudig bewegt sehe ich, daß sie inzwischen einen Reinigungs- und Erneuerungsprozeß durchgemacht haben.

Wenn ich dann die Juchtenstiefel und Nagelschuhe aus der Kammer hole und zu schmieren beginne, nimmt meine bessere Hälfte lächelnd den Rucksack vom Nagel, um ihn mit Wollwäsche und all den Kleinigkeiten zu packen, die ein Kulturmensch nun einmal nicht entbehren kann. Wenn sie den gepackten Rucksack wiederbringt, habe ich mich bereits umgezogen. Die stiegende Unruhe ist einer stillen Freude gewichen, der Vorfreude. Die oft, ach so oft viel schöner ist als die Erfüllung unserer Wünsche und Hoffnungen.

Wieder einmal hatte es mich so gepackt . . Auf dem Ruhebett, auf den Lederliesseln, ja selbst auf dem Schreibtisch lagen Gewehre, Angeln, Anzüge, Rollen, Spinner, Patronen. Mitten im Zimmer standen Stiefel und Schuhe, wie zu einer Parade aufmarschiert bereit. Und mitten dazwischen ich, von widerstreitenden Empfindungen hin- und hergerissen. Vom Schreibtisch her mahnte die Arbeit.

„Ich gebe dich nicht frei, du mußt . . ." Auf der anderen Seite lockten die Juchtenen. „Kein Mensch muß müssen! Steig nur in uns hinein, dann tragen wir dich in die Freiheit! Dem Frühling entgegen!"

Ich hatte mich schon innerlich für die Juchtenen und die Freiheit entschieden, als mein Freund Edmund ins Zimmer trat.

„Was ist denn bei Dir los? Willst Du umziehen?"

Erst jetzt sah ich, daß er den Salonmenschen ausgezogen und in seinem verwitterten Lodenanzug vor mir stand, der schon über eine ganze Anzahl Dienstoder sagt Kriegsjahre zurückblicken konnte.

Statt zu antworten, fragte ich zurück. „Was hast Du denn vor?"

„Komische Frage! Raus will ich . . . Ich halte es nicht mehr aus in der Stadt. Mein Auto steht vor der Tür, ich habe meinen Jagdpächter telegraphiert, daß er einen Kahn für uns bereit hält und aufs Wasser bringt. Die Hechte laichen schon.. Was stehst Du denn noch wie ein pensionierter Kleiderständer?"

So sie habe ich mich selten umgezogen. In einer Viertelstunde war ich reisefertig. Ein flüchtiger Abschied: „Deines Weib, gebiete Deinen Tränen . ."

Lächelnd schnallt mir die Gattin die Fahrbrille um und hält mir den schweren Reisemantel . . . Ein heulender Doppelton aus der Hupe. „Wann kommt Ihr wieder?"

„Gänzlich unbestimmt!" klingt es doppelstimmig, wie aus einem Munde zurück. Ein halbe Stunde sitzen wir schweigend nebeneinander. Die oden Häuserreihen, zwischen denen das Auto seinen Weg ins Freie sucht, lassen auf unserer Stimmung. Endlich ist das holprige Pflaster überwunden, vor uns dehnt sich endlos die gerade Doppelreihe der Chausseebäume. Heller Sonnenschein liegt auf dem braunen Acker. Und dort die Roggensaat schimmert schon in dem hellen Grün, das ihr Erwachen ankündigt.

Edmund schubbst mich mit der Schulter. „Na, was sagst Du nun? War das nicht ein famoser Gedanke?"

Ich nickte stumm und drückte seine Hand. Denn meine Augen folgten einem kiebitzen grauen Vogel, der trippelnd über den Acker lief. Ist das nicht eine Lerche? Ja, sie ist es, die Botin des Frühlings. Was treibt sich aus dem warmen Süden, wo dir die Natur den Tisch mit Leckerbissen deckt, hinauf in den kargen Norden, wo der hungern und frieren muß? Lebt auch in deinem kleinen Herzen die Sehnsucht nach den Stätten, die wir Menschen mit dem Namen „Heimat" schmücken? Sag an, wo weilt der Frühling? Wann kommt er?

Weiter saust das Auto durch dunkle Nadelwälder, zwischen denen sich bald hier, bald dort der Ausblick auf einen glänzenden Seespiegel auftut. Die Brust dehnt sich unter tiefen Atemzügen, die Augen können sich nicht satt sehen an den lieblichen, schnell wechselnden Naturbildern . . . In der Ferne schieben sich Hügel, Wälder und Dörfer wie Kulissen vor- und hintereinander . . . wenig wechselnd, wie die bunten Glasstückchen im Kinderkaleidoskop.

Die Poesie des Reisens, die uns von der rasselnden, die Nerven marternden Eisenbahn geraubt war, hat uns das Auto wiedergegeben. Nach dreistündiger Fahrt hält unser Wagen vor dem einsamen Forsthaus. Die Hupe meldet mit dröhnendem Baß unsere Ankunft. Doch niemand erscheint, uns zu empfangen.

Wir steigen aus und werfen die Mäntel ab. Edmund geht ins Haus, um nach den Bewohnern zu forschen. Ich gehe langsam zum See. Da steht der Kahn, der uns auf das Wasser tragen soll, noch in träger Winterruhe auf dem Lande.

Zwei Buben von drei und vier Jahren sitzen darin. Mit heiligem Ernst halten sie jeder eine Bohnenstange über den Kahnbord hinaus. Jetzt gryrt einer auf, klettert aus dem Kahn und holt ein Stück Borke. „Ich habe einen schweren Hecht gefangen", erklärte er stolz.

Ich sehe mich zu ihnen; ich hole die Fische, die sie mit einer bereitenswerten Phantasie und so schnell hintereinander fangen, daß ich vollauf damit zu tun habe, sie heranzuholen. Die Kinderlust hat meine Phantasie beflügelt. Auch für mich sind es keine Borkenstücke mehr, sondern Hechte . . .

Edmunds lustige Stimme stört endlich das Idyll. „Heda, ihr Buben, wo ist Euer Vater?"

Der Aelteste antwortet verständig: „Die Mutter ist gegangen, den Vater aus dem Dorf zu holen."

„Da müssen wir uns in Geduld fassen", meint Edmund resigniert. „Am besten, wenn wir unseren Hunger mit der Reisekost stillen und dann in den Wald wandern."

War das ein genußreicher Gang! An den Futterstellen standen vertraut die Rehe. Dort hockelten drei, vier Hasen auf der Saat umher, noch einer besseren Hälfte suchend. Farbenschillernde Fasanen stolzierten dummdreist am Waldesrand . . . Während das flammende Abendrot langsam verblich, stieg im Osten der fast volle Mond am Himmel empor. Die Tagesgeräusche verstummten zum Abendfrieden . . .

Müde und hungrig kehrten wir ins Forsthaus zurück, wo uns ein kräftiges Mahl erwartete. Zu einer Zeit, wo das Nachtleben der Großstadt eingesetzen beginnt, waren wir schon ins Traumland hinübergewechselt. Die aufgehende Sonne trieb uns aus dem Bett. Am Seerand hatte sich eine dünne Eisdruste gebildet und der sanfte Zephyr kniff uns in die Ohren.

„Ich bin doch neugierig, ob der Hecht noch beißt", meinte Edmund nachdenklich.

„Ich dachte, wir wollten bloß zum Vergnügen spinnen und um die Uebung aufzufrischen?"

„Kann ich denn den Hechten das Beißen verbieten?"

Mit leisen Ruderschlägen trieb ich den Kahn auf den See hinaus. Da ergriff auch mich die Lust. Ich ließ die Ruder im Dollen hängen und griff zur Angel. Hei, wie der Spinner im Sonnenschein blinkend durch die Luft sauste! Da rief Edmund:

„Achtung, ich habe einen Biß!"

„Das scheint ja ein Ungetüm von mindestens einem Pfund zu sein", rufe ich lachend, denn ich sehe, wie er den Fisch heranholt, ohne daß die Rutenspitze sich krümmt. Ich habe richtig geschätzt. Schmunzelnd hebt mein Freund den Hecht an der Schnur in den Kahn.

Der hat beim Laichen noch nichts zu tun, deshalb hat er gebissen", erklärt Edmund mit tiefem Ernst, während er ihn vorsichtig vom Haken löst und ins Wasser zurückgleiten läßt. Dann legt er die Angel in den Kahn, setzt sich und sieht mich mit prüfenden Blicken an.

„Einen schönen Rogner von zehn, zwölf Pfund möchte ich gern mit nach Hause nehmen. Meine Frau versteht aus dem Rogen einen Kaviar zu bereiten, der viel besser schmeckt als der russische."

„Na, denn müssen wir einen zu fangen versuchen."

„Fangen?" erwidert er gedehnt. „Daran glaube ich nicht. Aber", seine Stimme sinkt zum Flüstern hinab, „wir können uns jeder einen schießen."

„Edmund", warne ich mit eindringlichem Ton, „bedenke, daß Du ein Sportangler bist! Wenn das ein Anglerpapst zu wissen bekommt, wirst Du hingerichtet, von unten auf gepfählt und lebendig verbrannt. Denkst Du nicht daran, wie es mir erging, als ich vor Jahren einmal harmlos von den Missetaten meiner Jugend mit Speer und Schrotspritze erzählte?"

„Ach was! Ich bin hier in erster Linie Fischereipächter, und der See ist ein geschlossenes Gewässer, für den kein Verbot gilt. Ich tu es. Fahr mich ans Land."

Erst frühstücken wir gründlich, dann zogen wir zum See hinab und fuhren im Kahn hinüber zum Südufer, wo das Wasser über eine Wiese ausgetreten war. Der Wind war eingeschlafen. Man füllte ordentlich die wärmende Kraft der Sonnenstrahlen. Schon von weitem sahen wir auf der überschwemmten Wiese an mehreren Stellen das Wasser brodeln, als wenn es kochte. Dort hatten sich die Hochzeitsgesellschaften zusammengefunden. Um einen großen Rogner drängten sich fünf, sechs oder noch mehr Milchner.

„Können wir sie mit dem Kahn anfahren?" fragte Edmund flüsternd, als fürchtete er, durch lautes Sprechen die Fische beim Laichen zu stören.

„Ich glaube nicht, aber wir können es ja bei der ersten Leiche versuchen".

Ganz unmerklich schiebe ich den Kahn vorwärts, Zoll um Zoll. Schon hebt mein Freund das Gewehr, als die Hechte wie ein Bündel Strahlen nach allen Seiten auseinanderschießen.

„Der wird wohl nichts anderes übrig bleiben, als auszusteigen und ruhig stehen zu bleiben, bis eine Leiche sich in Deiner Nähe sammelt. Und regungslos mußt Du stehen, wie ein Reiher, der auf Beute lauert".

„Nein, nein . . . . Halt bloß den Kahn still. Der Rogner steht noch — ein Kerl von mindestens zwölf Pfund . . . Soll ich ihn schießen?" flüsterte Edmund aufgeregt.

„Nein, warte noch, bis die anderen zurückkommen, wir haben ja keine Eile".

Nach wenigen Minuten sehe ich einen dreieckigen Streifen auf dem Wasser sich abzeichnen, dessen Spitze sich uns nähert. Nun sehe ich auch den Fisch, wie einen länglichen dunklen Fleck im Wasser. Dort schießt ein zweiter hervor, ein dritter, ein vierter heran . . . Das Wasser brodelt auf.

„Sie laichen . . . jetzt ist es Zeit".

Langsam hebt Edmund das Gewehr, ich stemme das Ruder ein, der Schuß kracht . . . Sieben, acht weiße Bäuche drehen sich nach oben . . . Dazwischen einer von mehr als doppelter Armlänge . . .

„Aber nun wach doch . . . schnell . . .

„Das war das letzte Wort, das ich von Edmund hörte. Rückwärts gewandt stoße ich den Kahn mit einem Ruck vorwärts . . . Ein Schwanken läßt mich den Kopf wenden. Da sehe ich meines Freundes lange Gestalt nach hinten wanken, dann mit doppelter Schnelligkeit vorwärts schießen. Die linke Hand greift in die Luft, als wollte sie sich an etwas anklammern . . .

In seiner ganzen Länge liegt Edmund in dem eiskalten Wasser. Der Anblick ist so komisch, daß ich laut auflache. Dann wundert es mich, daß er sich nicht sofort aufrappelt, ein Schrecken durchfährt mich. Sollte ein Unglück passiert sein? Mit beiden Beinen springe ich aus dem Kahn. Ein schauriges Gefühl, wie das eiskalte Wasser von oben in die Stiefel läuft und am Leib emporsteigt.

Mit beiden Händen packe ich den Bewußtlosen und schleppe ihn ans Land. Bis aufs trockene Ufer. „Aber nun erst die Hechte", denke ich laut, wate zurück zum Kahn und nehme den Käscher. Als ich mit dem großen und sieben etwas kleineren zum Ufer wate, richtet Edmund sich auf.

„Up", stöhnt er und gibt ein Maul voll Wasser von sich . . . „Das war ein schlechter Spaß . . . Upp . . . upp . . . Das Wasser schmeckt rückwärts nicht . . . upp, wieviel Hechte . . . upp . . . sind es? Nicht? Dafür sei Dir alles verziehen, auch der Kopfsprung".

Erst stärken wir uns durch einen sehr tiefen Schluck. Dann trabten wir, mit der Beute beladen, heimwärts, um uns warm zu laufen. Geschadet hat das kalte Bad keinem von uns beiden. Zum Abendbrot aßen wir bereits selbstbereiteten Kaviar . . .

Wieder hat sich das tragikomische Ereignis gejährt, wieder scheint die Sonne warm auf die Erde, die sehnsüchtig des Frühlings harrt. Und ich hoffe jeden Tag, daß Edmund vorfährt, um uns hinauszuführen von der grauen Arbeit in den goldenen Naturgenuß . . . .

Die Friseuse.

Von Charlotte Eilersgaard.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Rhea Sternberg.

Der kleine Ort war in beständigem Fortschritt begriffen. Es gab bereits ein Theater, eine Apotheke, eine Bank, eine Sparkasse, mehrere Aerzte, zwei Tierärzte und einen Zahnarzt — nur eine hatte man nicht — eine Damenfriseuse.

Die Damen der Stadt mußten sich damit begnügen, sich zweimal im Jahre — während ihres Besuches in Kopenhagen — den Kopf schamponieren zu lassen. Zu den Bällen im Hotel und zu den großen alljährlichen Diners mußten sie sich selbst frisieren. Sie gaben sich viel Mühe damit, gestanden sich aber dennoch mit einem leisen Seufzer, daß sie niemals den Schick einer Berufsfriseuse erreichen würden.

Doch endlich wurde auch diesem Mangel abgeholfen. Eines Tages entdeckte man, daß die drei kleinen Zimmer des Maurermeisters Rasmussen, die zwei Jahre lang leer gestanden hatten, vermietet waren. Eine Damenfriseuse hatte sich dort eingerichtet, Zöpfe und Haarwuste lagen im Fenster und ein Schild verkündete: „Hier wird shamponiert und frisiert."

Sie nahm nur fünfzig Oere, außer dem Hause eine Krone.

Bald wurde es modern, sich bei Fräulein Konradsen frisieren zu lassen. Die hohe feine Gestalt mit zwei wallenden Federn auf dem Hut, wurde bald populär im Ort. Sie war eine durchaus gebildete Dame und von tadellosem Benehmen . . . Aber trotzdem . . . ihr Blick und ihre Art, den Kopf zu heben, erinnerte zuweilen, wenn auch nur bei einer flüchtigen Bewegung, an die Haldwelt der Großstadt. Das machte sie in den Augen der jungen Mädchen interessant. Die älteren Damen dagegen meinten, daß man sich doch ein wenig hüten müsse, sie gar zu sehr heranzuziehen.

Aber sie kam trotzdem als Gast in einige gute Häuser.

Zunächst zu Holms. Hier führte sie sich mit Grüßen von ihrem Vater ein. Dieser hatte früher mit dem Kaufmann Holm in Geschäftsverbindung gestanden. Inzwischen hatte sich seine Lage verändert und Fräulein Konradsens Eltern lebten nun von recht unbestimmten Einnahmen. Wenn die erwachsenen Kinder zu Hause wohnten, befriedigten sie gemeinsam den Hausbedarf.

Holms waren gastfreundliche Leute und obwohl Herr Holm sich des Vaters von Fräulein Konradsen kaum noch erinnerte, nahmen er und seine Frau sie doch freundlich auf, in Gedanken an ihre beiden eigenen herangeblühenden Töchter Mille und Anne. Sollte einst das Unglück eintreffen, daß auch sie einmal unter fremde Menschen hinaus mußten, um ihr Brot zu verdienen, so hofften sie, daß sich auch ihnen Menschen freundlich ihrer annehmen würden. Fräulein Konradsen kam häufig zu Holms, und Mille und Anne verliefen sich geradezu in sie. Sie brachte stets einen Hauch Großstadtluft mit sich. Mille und Anne besuchten zuweilen auch Fräulein Konradsen in ihrer Wohnung. Eine geheimnisvolle Anziehungskraft übte besonders ihre Küche auf sie. Hier hatte sich das Fräulein einen kleinen Rauchsalon eingerichtet, in dem sie große Zigarren rauchte und schwarzen Kaffee trank. In dem Raum, in dem sie die Damen frisierte, wagte sie nicht zu rauchen, man hätte sonst glauben können, daß sie Herren empfange.

Mille und Anne lernten viele schöne Dinge bei Fräulein Konradsen. Sie lernten Puder auf die Wangen zu legen, wenn diese zu rot waren, und sie lernten durch einen schwarzen Strich den Augen Ausdruck zu geben. Vor einem Spiegel stehend, übten sie das Kokettieren mit den Augen — die ganze Seele mußte man in einen Blick legen können. Aber das war furchtbar schwer, und Mille sagte, Anne würde es niemals lernen, sie habe in dieser Beziehung nicht eine Spur von Talent. Mille war auch wirklich die gelehrigere.

Fräulein Konradsen hatte viel Interessantes erlebt. Ihr ganzes Leben war ein Abenteuer gewesen, und diesen ihren Roman zerpflückte sie nun vor den beiden gespannt lauschenden Mädchen in kleine Stücke. Mit offenem Munde saßen sie und verschlangen jedes Wort. Als sie merkwürdigen Abenteuer spielten in Kopenhagen. Hier, wo sie wohnten, konnte dergleichen natürlich nicht geschehen. Wenn man etwas Interessantes erleben wollte, mußte man nur reisen. Wenigstens nach Kopenhagen. Da kam dann alles von selbst.

Nicht einmal Geld brauchte man dazu. Man wanderte nur durch die Straßen und nach Tivoli. Man ging ganz langsam und begegnete vielen vornehmen Herren — Grafen und Prinzen konnten sogar darunter sein. Die begrüßten die jungen Damen, als kannten sie sie schon lange, es war gar nicht nötig, daß man vorher im Hause vorgestellt worden war. Und dann luden sie die Damen zu einem lustigen Abend im Café ein. Es war fast wie im Schlaraffenland, wo einem die gebratenen Tauben in den Mund fliegen.

Anne und Mille hatten Fräulein Konradsen inständig, wenn es ihr irgendwie möglich wäre, doch mal solch ein richtiges Abenteuer zu arrangieren, bei dem sie mit dabei sein könnten. Sie seufzte und meinte, daß sie nun eigentlich fast zu alt dazu wäre. Für sie wäre die Zeit der Abenteuer vorbei . . . Doch Anne und Mille wären noch so jung. Sie wollte sich's überlegen und sehen, was sich machen ließe. Aber dann müßten sie auch vernünftig sein und sich nicht wie prüde Provinzlerinnen gebärden.

Die Schwestern versicherten heilig und teuer, daß sie auch keine Spur prüde sein würden, sie haßten überhaupt alle Prüderie.

Fräulein Konradsen reiste alljährlich einmal nach Kopenhagen. Sie sagte, sie könne die Großstadt nicht ganz entbehren . . . Der beständige Aufenthalt in einer kleinen Provinzstadt mache einen schließlich ersterren.

Die beiden Schwestern sollten nun von ihren Eltern die Erlaubnis erbitten, sie zu begleiten. Fräulein Konradsen hat auch selbst für sie und verspracb Herrn und Frau Holm, sich der Kinder anzunehmen. Sie konnte ja den jungen Mädchen keinen Aufenthalt in ihrem Heim bieten, das nun leider zu dürftig war, aber sie wollte mit ihnen ausgehen und für ihre Zerstreuung sorgen.

Nachdem Mille und Anne eine Einladung von einer Kopenhagener Tante „arrangiert" hatten, bekamen sie die Erlaubnis der Eltern. Sie waren im siebenten Himmel, als sie sich auf den Weg machten, reich beladen mit Schwüren für die Tante.

Die Tante lebte sehr zurückgezogen und ging fast niemals aus. Aber Fräulein Konradsen wollte den jungen Mädchen ja die Stadt zeigen und sie ließ damit nicht lange auf sich warten.

Beim Anbruch der Dämmerung gingen sie aus. Mille und Anne hatten Herzklopfen, sie ahnten, daß nun das Abenteuer kommen werde. Fräulein Konradsen trug einen großen schwarzen Hut mit weißen Federn, ein tief ausgeschnittenes Kleid und eine straff sitzende Jacke. Sich leicht in den Hüften wiegend, mit langsamem, gleitendem Gang schritt sie zwischen Mille und Anne die Straße hinab. Mille versuchte, ihren gleichsam gaukelnden, wiegenden Gang nachzuahmen, es gelang ihr aber leider nicht. Das Ziel des Abends war Tivoli. Sie brauchten da nicht einmal Eintrittsgeld zu bezahlen, meinte Fräulein Konradsen, das täte sicher irgendein Herr für sie. Und das fanden die beiden sehr schön, denn sie hatten nicht besonders viel Geld in ihren kleinen Portemonnaies.

Vor dem Eingang von Tivoli gingen sie mehrmals langsam auf und ab. Sie kamen gerade in den Paradiesgarten hineinschauen. Sie sahen das Kreisende Lichtmeer und mochten voll Ungeduld nicht länger auf den Prinzen warten, der sie in diese Herrlichkeiten einführen sollte. Lieber wollten sie selbst bezahlen. Aber da näherte sich ihnen bereits ein eleganter Herr, ganz sehr höflich den Hut und sprach Fräulein Konradsen an. Dann musterte er Anne und Mille so merkwürdig, daß sie ganz rot wurden. Nachdem er noch ein Weilchen mit den Damen geplaudert hatte, ind er sie alle drei ohne weiteres nach Tivoli ein.

Der fremde Herr konversierte unvergleichlich, und die beiden Schwestern plapperten nach Herzenslust darauf los. Sie erzählten von allem, was sie dachten und fühlten, wie schön sie Kopenhagen fanden und wie gräßlich es war, in einer Provinzstadt leben zu müssen. Deshalb wollten sie auch nur einen Mann heiraten, der in Kopenhagen wohnte.

Man hatte sich gesetzt. Anne versank in Gedanken. Sie wurde plötzlich seltsam wehmütig gestimmt. Weit draußen leuchteten tausend farbige Lampen, das war zum Weinen schön. Wie merkwürdig, daß man in solche melancholische Träume verfiel, wenn man doch eigentlich fröhlich war. Es war ja so schön, sich mitten in einem Abenteuer zu befinden.

Der fremde Herr sprach gedämpft mit Fräulein Konradsen und die Schwestern waren sich selbst überlassen. Anne wurde immer wehmütiger, schließlich preßten Tränen der Sehnsucht den Hals zusammen, der Sehnsucht nach ihrer Mutter. Und dort kam eine ältere Dame den Weg herauf, die erinnerte an ihre Mutter. Sie hatte genau solchen Gang, auch so langsam, aber nicht gleitend und wiegend wie Fräulein Konradsen, sondern langsam und würdig. Ach, wenn das ihre Mutter wäre! Dann bliebe ihr nichts mehr zu wünschen. Hier so alle zusammen — mit ihrer Mutter! So lebhaft wurde dieser Gedanke in ihr, daß es ihr war, als müsse er zur Wirklichkeit werden. Und sie rief plötzlich aus „Ach, wenn das Mutter wäre, die da kommt, das wäre herrlich!"

Alle drei sahen sie an, als hätte sie etwas ungeheuerlich Dummes gesagt. Mille versetzte ihr einen Puff; keiner sprach ein Wort. Einen Augenblick später erhob sich der Herr, lüftete höflich den Hut und sagte ihnen Adieu. Kaum war er gegangen, als Fräulein Konradsen zu schelten begann. Anne hatte nun durch ihren albernen Ausruf alles verdorben. Mit Wickelkindern herumzuspazieren, mache den Herren keinen Spaß. Und wenn Anne immer an dem Rock ihrer Mutter hängen müsse, so sei sie wirklich zu dumm zum Bleiben. Das wäre aber das letzte Mal, daß sie zwei solche Provinzgänse ins Leben hinausführe. Nun wäre der schöne Abend verpufft. Hätten sie sich ordentlich aufgeführt, so hätte es sicherlich bei Nimbe mit Sekt und einem feinen Abendbrot geendigt.

Anne und Mille schlichen verzagt nach Hause. Anne mußte obendrein noch auf dem Heimwege eine Strafpredigt von Mille einstecken.

„Aber womit habe ich es denn verdorben?" fragte sie immer wieder.

Ja, das wußte Mille eigentlich auch nicht recht. Doch Fräulein Konradsen hatte es ja gesagt. Es war natürlich verkehrt, mit seiner Sehnsucht nach der Mutter herauszuplatzen, wenn man mit einem fremden Herrn zusammen war, der gewöhnt ist, sich in der großen Welt zu bewegen. Er hatte das wohl dumm und kindisch gefunden, denn er war ja ganz still geworden und gleich fortgegangen.

Als sie nach Hause kamen, waren sie ganz verhungert; sie hatten ja nichts weiter gegessen als den Heidelbeerbrei. Sie schlichen in die Speisekammer der Tante und erstatteten ihre Entschuldigung in einer Unmenge Butterstullen.

In ihrem kleinen Stübchen fanden sie einen Brief von den Eltern vor; die schrieben, daß sie morgen nachkommen würden, um sie abzuholen. Aber zuerst wollten sie noch einige Tage in Kopenhagen bleiben, um ihren Töchtern die Stadt zu zeigen.

Da fielen sie sich vor Entzücken um den Hals; also sollten sie auch ohne Fräulein Konradsens Hilfe ihre schöne Reise haben.

In dieser Nacht schliefen die beiden Schwestern Arm in Arm, und sie hatten beim Einschlafen das frohe Gefühl, daß morgen das allerschönste Abenteuer für sie beginne.

Das einzige Kind.

Von Johanna Zunk-Friedenau.

Irgendwo las ich den Ausspruch eines modernen Kinderarztes, welcher sagt, daß das einzige Kind der Familie nicht zum Segen gereiche, sondern sich die Mehrzahl der sozial Minderwertigen gerade aus den „einzigen" Kindern zusammenstelle. Es gibt nach ihm nur ein Heilmittel für solche „Einzige" — nämlich, für den gefahrbringenden Einflüssen der Eltern zu entziehen. Ob das nicht ein wenig zu grausam gedacht ist? Ob wirklich in jedem Falle die Eltern die Schuld trifft, wenn ihr „Einziger" mißrät? Ich glaube es nicht, meine sogar aus manchen Lebensbeschreibungen bekannter Männer zu wissen, daß sie auch zu denen gehörten, welchen die Geschwister fehlten. Daß solch ein Kind eine Sonderstellung hat und schwerer zu erziehen ist, als andere, ist klar. Fehlen doch all die pädagogischen Hilfsmittel, welche bei zahlreicher Familie den Eltern zu Gebote stehen. Uebergroße Aengstlichkeit und Sorge für den Liebling sind große Fehler in der Erziehung; aber beides findet sich auch bei Müttern, denen ein halbes Dutzend Kinder zugeflossen ist.

Falsch ist es, wenn einem gesunden, einzigen Kinde alles das verwehrt wird, was den andern erlaubt ist, und in anderer Art ihm ungestraft alles das hingeht, was sonst Eltern als Eigensinn und Trotz hart rügen würden. Die Erziehung soll den Charakter bilden, und dazu gehören Erlauben und Versagen an rechter Stelle. Die Mutter, welche ihrem Einzigen jeden Schmerz ersparen möchte, verweichlicht ihn und macht ihn für das Leben untüchtig. Das Kind muß seine Kraft fühlen, um sich im Notfalle auch den Kameraden gegenüber verteidigen zu können, wenn es angegriffen wird. Frischtet es sich seige hinter den Rock der Mutter, so setzt es sich dem Spotte der anderen aus, wird mißmutig und büßt die Jugendlust am Spiele ein. Besonders gilt das für die Jungen; denen stählt sich gerade in der Jugend der Mut; die Grundlage zur Selbständigkeit wird gelegt. Und der Einzige, der immer unterstützt wird, verunglückt in einem gefährlichen Augenblick eher, weil er nie wie die Genossen geübt hat, durch Beweglichkeit und Geistesgegenwart zu entrinnen, weil ihm stets jemand zur Seite stand, der für ihn handelte. Daß viele von den „Einzigen" zu den Wlaßerten gehören, ist leider nicht zu leugnen, dreht sich doch bei verkehrter Erziehung im Hause alles um ihre Wünsche und sorgt für ihr Wohlergehen.

Auch die Frühreife zeigt sich eher bei den „Einzigen", als bei Kameraden. Gewöhnlich trifft hier auch die Mutter die Schuld; sie beschäftigt sich zu viel mit dem Kinde, und so eilt es meistens seinen Gleichaltrigen voraus, ohne die Fähigkeit zu haben, die Kraft, welche für spätere Zeit berechnet ist, zu verbauen. Die Ueberhebung, die sich das Kind durch sein scheinbares Mehrwissen anmaßt, macht es den anderen unleidlich, es wird sich bald vereinsamt fühlen und wird traurig beiseite stehen. Und die Mutter, die für ihren Liebling nur das beste wollte, hat ihn unklugsich für seine Genossen gemacht! Am schlimmsten steht es in der Familie, in der die Mutter selbst noch nervös ist, in diesem Falle ist eine zeitweilige Trennung vom Kind das beste. Da wirkt ein Jahr Pension oft Wunder; da sieht das verwöhnte Töchterchen, daß außer ihm auch noch mehr Mädchen auf der Welt sind, die gleiches Recht wie es beanspruchen. Das Verzärteln ist in der Erziehung das unangebrachteste und der Einwurf, daß man dem Kinde die Jugend verschönen müßte, nur insofern berechtigt, als das Verschönen sich nicht mit dem „in allem den Willen lassen" decken darf. Gerade das Einzige muß manchmal darf angespannt werden, soll es gedeihen. Eine gute Wirkung übt es auch, wenn zeitweilig ein fremdes, gut erzogenes Kind in der Familie weilen kann, welches als Vorbild wirkt.

In der Schweiz ist schon lange der Kinderaustausch sehr beliebt, und gerade die „Einzigen" sind es, die fortgegeben werden, nicht zu ihrem Schaden.

Das beiderseitsvorteilhafte ist, daß so wenig junge und auch ältere Mütter nicht gelernt haben, wie sie ein Kind erziehen sollen. Sie stehen sich auf die Ratschläge von Großmüttern und Tanten und vergessen ganz, daß bei denen die Erinnerung oft das wichtigste verwischt hat. Das Selbstgeny zur Erziehung fehlt ihnen, und daß trotzdem so viele gute und geschickte Menschen aus solchen Kindern heranwachsen, ist nur die Folge einer gesunden Veranlagung.

Unsere ganze Erziehung muß die Mädchen so weit bringen, daß sie neben der Bildung des Verstandes auch

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130406022/fragment/page=0002